

Historische Semantik

Jahrbuch für germanistische Sprachgeschichte

Herausgegeben von
Hans Ulrich Schmid · Arne Ziegler

Band 2 · 2011

De Gruyter

Historische Semantik

Herausgegeben von
Jörg Riecke

De Gruyter

Wissenschaftlicher Beirat:

Elvira Glaser (Zürich), Rüdiger Harnisch (Passau), Nikolaus Henkel (Hamburg),
Thomas Klein (Bonn) Jarmo Korhonen (Helsinki), Maxi Krause (Caen),
Alexandra Lenz (Wien), Claudine Moulin (Trier), Stephan Müller (Wien),
Damaris Nübling (Mainz), Uta Störmer-Caysa (Mainz), Jaromír Zeman (Brünn)

ISBN 978-3-11-023659-0

e-ISBN 978-3-11-023662-0

ISSN 1869-7038

e-ISSN 1869-7046

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/Boston

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

Ⓢ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	IX
 Gerd Fritz Historische Semantik – einige Schlaglichter.	 1
 Oskar Reichmann Historische Semantik: Ideen, Realisierungen, Perspektiven	 20
 Carsten Dutt Historische Semantik als Begriffsgeschichte. Theoretische Grundlagen und paradigmatische Anwendungsfelder	 37
 Bernhard Jussen Historische Semantik aus der Sicht der Geschichtswissenschaft.	 51
 Anja Lobenstein-Reichmann Historische Semantik und Geschichtswissenschaften – Eine verpasste Chance?	 62
 Christoph Burger Historische Semantik in der Theologie. Luthers Neubestimmung von Marias Demut (<i>humilitas</i>) in seiner Übersetzung und Auslegung des „Magnifikat“	 80
 Albrecht Greule Etymologie und Theolinguistik. Über den Erkenntniswert etymologischer Erforschung religiöser Begriffe am Beispiel des Theolexems nhd. <i>weih</i>	 94
 Marie-Luise Sessler Sinnliche Erfahrungen des Absoluten. Tendenzen der semantischen Erweiterung in den deutschen Predigten Meister Eckharts	 101

Andreas Deutsch	
Historische Semantik aus Sicht der Rechtswissenschaft	111
Jörg Meier	
Heimat – Zur Semantik eines schwierigen Begriffs	128
Marcus Müller	
Historische Semantik aus der Sicht der Kunstgeschichte – sowie aus der Sicht auf die Kunstgeschichte	144
Edgar Radtke	
Historische Semantik und die Ausgliederung der Romania. Zur Neubewertung der Expressivität	157
Rosemarie Lühr	
Wortfeldvergleich	165
Volker Harm/Marco Scheider	
Modul statt Monument? Zur Perspektive der historischen Lexikographie nach dem Ende der DWB-Neubearbeitung	179
Ulrich Knoop	
Der Klassikerwortschatz: Das Klassikerwörterbuch (KWB) und seine Begründung	193
Stefaniya Ptashnyk	
Das Deutsche Rechtswörterbuch und sein Nutzen für die historische Semantik-Forschung	203
Dana Janetta Dogaru	
Frühneuzeitlicher Fachwortschatz aus Siebenbürgen und seine Entwicklung	224
Angelika O’Sullivan	
Althochdeutsche Gerätebezeichnungen	239
Torsten Woitkowitz	
Zur althochdeutschen Musikterminologie	253
Anna Volodina	
<i>Null ist nicht gleich Null</i> : Zur diachronen Entwicklung von Nullsubjekten im Deutschen	269

Renata Szczepaniak	
Zum Stand des Jespersen-Zyklus im Nibelungenlied (HS A):	
Starke und schwache negativ-polare Elemente	284
 Daniel Solling	
Zur Problematik der Unterscheidung zwischen pränominalem	
Genitivattribut und getrennt geschriebenem	
Substantivkompositum im Frühneuhochdeutschen	294
 Jessica Nowak	
Zur Herausbildung semantischer Differenzierungen	
bei Konjugationsdubletten	312
 Antje Dammel	
Wie kommt es zu <i>rumstudierenden Hinterbänklern</i>	
und anderen <i>Sonderlingen</i> ? Pfade zu pejorativen	
Wortbildungsbedeutungen im Deutschen	326
 Damaris Nübling	
Von der ‚Jungfrau‘ zur ‚Magd‘, vom ‚Mädchen‘ zur ‚Prostituierten‘:	
Die Pejorisation der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel	
der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie?	344

Vorwort des Herausgebers

Das große Interesse, das die zweite Jahrestagung der „Gesellschaft für Germanistische Sprachgeschichte“ hervorgerufen hat, zeugt eindrucksvoll von der wiedergewonnenen Strahlkraft der historischen Sprachwissenschaft. Dabei verwundert es nicht, wenn es gerade die „Historische Semantik“ ist, die hier im zweiten Jahrbuch stellvertretend für diesen Aufschwung steht. Gerade die Öffnung der Historischen Sprachwissenschaft zur Semantik und Pragmatik – bei gleichzeitiger Bewahrung ihrer sprachstrukturellen und philologischen Grundlagen – macht einen großen Teil dieser neuen Attraktivität aus.

Unter diesen Vorzeichen haben sich vom 7. bis 9. Oktober 2010 in Heidelberg 80 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus sechs Ländern zusammengefunden, um an drei sonnigen Tagen über semantische Fragen, Probleme und Forschungsvorhaben zu diskutieren. Der Herausgeber hat im Vorfeld versucht, den vielfältigen Interessen durch ein breites Themenspektrum entgegenzukommen. Daher enthält das Jahrbuch, wie schon die Tagung:

1. Durchblicke in Form von grundsätzlichen Stellungnahmen zu den Gegenständen der „Historischen Semantik“
2. Seitenblicke aus anderen und in andere Fachkulturen und ihre Methoden
3. Einblicke in laufende Forschungsvorhaben sowie
4. Ausblicke in Grenzbereiche zur Morphologie und Syntax.

Zwar konnten letztlich nicht alle Vorhaben realisiert und in Gestalt eines Vortrags Teil der Fachtagung werden, auch konnten hier nicht alle Vorträge aufgenommen bzw. rechtzeitig für den Sammelband fertig gestellt werden. Aber es kristallisiert sich aus der Gesamtmenge der Beiträge, die einen willkommenen Überblick über die Facetten der Historischen Semantik bieten, doch ein Kern von Themen heraus, die im engeren Sinne zu den Aufgaben der germanistischen Sprachgeschichte gehören. Dazu zählt ohne Zweifel der Dialog mit den anderen historisch und sprachhistorisch ausgerichteten Fachkulturen einerseits und mit der Allgemeinen Sprachwissenschaft andererseits. Germanistische Aufgabenfelder entstehen dann wohl immer dort, wo das Erkenntnisinteresse der Beiträge primär auf die Analyse deutschsprachiger Texte und deutschsprachiger sprachli-

cher Strukturen abzielt. Der vorliegende Sammelband vereinigt in diesem Sinne Texte aus dem Zentrum sprachgermanistischer Forschungen und Texte, die weiter an den Rändern liegen. Auch dadurch mag er dazu beitragen, das Profil der „Historischen Semantik“ in der Sprachgermanistik weiter zu schärfen. Für die großzügige finanzielle Förderung der Tagung sei der Fritz-Thyssen-Stiftung an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich gedankt, der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zudem für die freundliche Bereitstellung ihrer Räumlichkeiten.

Mai 2011

Jörg Riecke

Gerd Fritz (Gießen)

Historische Semantik – einige Schlaglichter

1. Grundlagen

Blütezeiten erlebte die historische Semantik besonders in Phasen, in denen ein besonderes sprach- und bedeutungstheoretisches Interesse der Forscher mit einer starken Datenorientierung zusammentraf. Dies gilt einmal für die Periode am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die für uns durch Wissenschaftler wie Michel Bréal, Hermann Paul oder – mit etwas anderem Schwerpunkt – Otto Behaghel und deren Schüler vertreten ist. Die manchmal als positivistisch belächelte Materialfreude, die sich beispielsweise auch in den dicken Bänden des Grimmschen Wörterbuchs zeigt, führte oft zu einer bemerkenswerten Datenkenntnis, die vor vorschnellen Hypothesen schützte und von der wir heute noch profitieren. Ähnliches gilt aber auch für Jost Triers Projekt einer umfassenden Beschreibung des „deutschen Wortschatzes im Sinnbezirk des Verstandes“ (Trier 1931), in dem sich die Programmatik einer frühen strukturellen Semantik mit einer vorzüglichen Kenntnis alt- und mittelhochdeutscher Texte verband. Auch wenn wir Teile seiner theoretischen Konzeption und seine manchmal vage und metaphorische Beschreibungssprache heute vielleicht befremdlich finden, ist die Lektüre seiner Materialzusammenstellungen weiterhin lehrreich.

Nach einer gewissen Dürrephase in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen die meisten Sprachwissenschaftler sich mit anderen Dingen beschäftigten, die aber später der historischen Semantik zu Gute kamen (Syntax, Bedeutungstheorie, Kommunikationsanalyse, Soziolinguistik), haben sich seit den 80er Jahren wieder zahlreiche Forscher unterschiedlicher Herkunft mit historisch-semantischen Fragen beschäftigt, manchmal unter ganz anderen Labels, wie etwa der Grammatikalisierungsforschung, der historischen Pragmatik oder der Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs. Auch lexikalische Projekte wie das Frühneuhochdeutsche Wörterbuch, die Neubearbeitung des Deutschen Wörterbuchs und das Mittelhochdeutsche Wörterbuch sind hier zu nennen. Ein bedeutender Anstoß kam aber auch von Arbeiten, die die historische Semantik als

einen Prüfstein und als ein Anwendungsfeld für bedeutungstheoretische Konzeptionen nutzten, insbesondere aus dem Bereich der pragmatischen Semantik in ihren verschiedenen Varianten Gricescher und/oder Wittgensteinscher Provenienz und der verschiedenen Versionen einer kognitiv orientierten Semantik, insbesondere der Prototypensemantik (vgl. Geeraerts 1997). Dass heute sogar Vertreter einer formalen Semantik, die Fragen der semantischen Flexibilität und der historischen Dynamik sonst eher distanziert gegenüberstanden, sich historisch-semantischen Fragestellungen öffnen (vgl. Eckardt 2006), ist bemerkenswert. Berücksichtigt man dann noch, dass die auch für das Deutsche zunehmend verfügbaren historischen Korpora die Arbeit mit größeren Datenmengen jetzt schon erleichtern und in Zukunft noch weiter erleichtern werden, so sehen wir genau die Kombination von Faktoren, die eine neue Blüte der historischen Semantik begünstigen könnte.

In diesem Beitrag möchte ich zunächst einige Beobachtungen zu theoretischen Grundfragen der historischen Semantik machen und dann auf einige empirische Fragen eingehen, insbesondere die Nutzung von Korpora und die Untersuchung von Diskursen unter historisch-semantischer Perspektive. Ich beginne mit einigen Bemerkungen zu einschlägigen Entwicklungen im Bereich der Bedeutungstheorie.¹

Die beiden Typen von Bedeutungstheorien, die derzeit in der historischen Semantik am meisten vertreten werden, sind, wie schon erwähnt, Versionen einer pragmatischen Semantik (handlungstheoretischen Semantik, Gebrauchstheorie) und Versionen einer kognitiven Semantik. Bei den Forschern, die mit diesen theoretischen Konzeptionen arbeiten, gibt es unterschiedliche Einstellungen zum Verhältnis der beiden Theorierichtungen. Drei Grundeinstellungen, die man finden kann, lassen sich folgendermaßen charakterisieren:

- (i) Pragmatische Semantik und kognitive Semantik sind in ihren Grundannahmen unverträglich. Man muss sich entscheiden, in welchem Theorierahmen man arbeiten will.
- (ii) Man sollte opportunistisch diejenigen Aspekte der beiden Theorierichtungen nutzen, die produktiv erscheinen.
- (iii) Man sollte prüfen, ob Konvergenzen zwischen den beiden Theorierichtungen möglich sind und ggf. welche.

Auf diese drei Standpunkte möchte ich kurz eingehen.

Die grundlegende Divergenz zwischen den beiden Theorierichtungen ist nicht zu übersehen. Die Versionen einer pragmatischen Semantik sind

1 Eine ausführlichere Diskussion von unterschiedlichen Bedeutungstheorien im Zusammenhang mit Theorien des Bedeutungswandels bietet Fritz (im Druck).

instrumentalistisch, die kognitive Semantik ist repräsentationistisch (vgl. Meggle 1987, Keller 1995).² Im ersten Fall versteht man unter Bedeutung die sozialen Regeln oder Routinen des Gebrauchs sprachlicher Ausdrücke, im zweiten Fall versteht man unter der Bedeutung eines Ausdrucks das mentale Konzept bzw. die Konzeptualisierung, für das bzw. für die der Ausdruck steht.³ Der erste Theorietyp ordnet sich dem Bereich der Handlungstheorie zu, für die zweite ist die kognitive Psychologie die entscheidende Bezugswissenschaft. Dabei ist allerdings zu bemerken, dass die Arbeiten der ersten Generation der kognitiven Semantiker methodisch eher introspektiv waren und nicht experimentell bzw. generell datenbasiert, wie man eigentlich hätte erwarten sollen (vgl. Geeraerts 1999: 163). Darin kann man einen Reflex der generativistischen Herkunft von Protagonisten der kognitiven Semantik sehen (z. B. Lakoff und Langacker). Wie bei manchen Generativisten ist auch bei kognitiven Semantikern mit der introspektiven Methode (sonderbarerweise) bisweilen die Tendenz verbunden, eher universale kognitive Prinzipien zu suchen als historisch-kulturell determinierte Wissensbestände und sprachliche Strategien. Drei Einwände gegen kognitivistische Bedeutungstheorien möchte ich erwähnen, ohne sie näher zu diskutieren. Es sind dies der Einwand des Subjektivismus, der Einwand der fehlenden Klärung des Begriffs des „Stehens-für“ und der Einwand potenzieller Zirkularität. Der erste Einwand wird beispielsweise von dem Sprachpsychologen Sinha (1999: 228) formuliert und diskutiert: “[...] the weakness of cognitive semantics, as long as it is implicitly based on the Aristotelian theory that words stand for ideas, is its vulnerability to charges of Subjectivism”.⁴ Der zweite Einwand wird von Tugendhat (1976: 337ff.) aus sprachanalytischer Sicht vorgebracht: „[...] daß der gegenstandstheoretische Ansatz wahrscheinlich – wir werden das prüfen müssen – nicht in der Lage ist verständlich zu machen, was es denn heißt, daß ein Ausdruck für einen Gegenstand steht“. Und schließlich der Einwand der Zirkularität aus gebrauchstheoretischer Sicht:

Kognitive Semantik „erklärt“ Bekanntes mit Unbekanntem. Das heißt aber mit anderen Worten: Unter der Bezeichnung *cognitive semantics* wird diachrone und synchrone Semantik betrieben, und die Erkenntnisse über die semantische Struk-

2 Zu Entwicklungen und Problemen der handlungstheoretischen Semantik vgl. Gloning (1996).

3 Diese Mehrheitsauffassung wird aber nicht von allen kognitiv orientierten Semantikern geteilt. Blank (1997: 410f.) zum Beispiel kritisiert die etwa von Lakoff propagierte „Gleichsetzung von Wort und kognitiver Kategorie“.

4 Der Einwand des Subjektivismus findet sich analog schon in Freges und Wittgensteins Kritik der Vorstellungstheorie der Bedeutung (vgl. Frege 1892/1969: 43f., Wittgenstein 1967: §§ 394ff.).

tur der Sprache (die hier nicht geschmälert werden sollen) werden als Erkenntnisse über die kognitive Struktur ihrer Sprecher ausgegeben. Kognitive Semantik erweist sich somit als eine *façon de parler*, als eine Art und Weise, in kognitivistischen Metaphern über Gebrauchsregeln zu reden. Die Argumentationsstruktur ist in ihren zentralen Punkten die der *petitio principii* (Keller 1995: 86).

Diesen Einwänden sieht sich die pragmatische Semantik nach Auffassung ihrer Vertreter nicht ausgesetzt. Bei der Gebrauchstheorie stehen im Zentrum des Interesses das funktionale Verwendungspotenzial von Ausdrücken und damit verbunden die Ressourcen für die Verwendung von Ausdrücken, z. B. die bei der Verwendung vorausgesetzten Wissensbestände. Dabei neigt der Gebrauchstheoretiker dazu, in Bezug auf die Vorgänge im Kopf eher agnostisch zu sein. Welcher Art die kognitiven Prozesse beim metaphorischen Reden sind, ob es Transformationen von Bildschemata (Lakoff) oder Formen des Blending von „mental spaces“ sind (Fauconnier), wird er zunächst einmal offen lassen. In Bezug auf ältere historisch-semantische Entwicklungen wird man diese Frage ohnehin nicht empirisch klären können. In dieser Abstinenz wird der kognitive Semantiker nun gerade ein Defizit sehen, weil mit dieser Auffassung kein Beitrag zur Erhellung der kognitiven Prozesse geleistet wird, die beim Gebrauch der Sprache eine Rolle spielen. Mit dem Hinweis auf diese wechselseitigen Einwände lässt sich die Tiefe des Grabens zwischen pragmatischen und kognitivistischen Bedeutungstheorien andeuten.

Die zweite, eher opportunistische Einstellung scheint sich bei Autoren zu zeigen, die Elemente einer Griceschen Semantik mit kognitiv-semantischen Auffassungen verbinden, wie es etwa bei Sweetser (1990) oder in verschiedenen Schriften von Traugott zu beobachten ist: „We take as fundamental the notion that meaning is both cognitive and communicative“ (Traugott/Dasher 2002: 7).⁵ Für den Hausgebrauch scheint dieser „best-of-both-worlds“-Standpunkt nicht unpraktisch zu sein. Der theoretischen Klärung dient er nicht.

In den letzten Jahren gibt es – und hier sind wir bei der dritten Sichtweise des Theoriestandes – verschiedene Versuche, mögliche Konvergenzen zwischen diesen beiden Theorietypen auszuloten (z. B. Geeraerts 1999, Sinha 1999, Busse 2008). Um das Potenzial für Konvergenzen ein wenig abzutasten, möchte ich eine Reihe von Aspekten erwähnen, die für die Suche nach Konvergenzen interessant sein könnten und die m.W. noch nicht im Überblick dargestellt wurden:

5 Es ist bemerkenswert, dass Geeraerts (2010) Arbeiten von Traugott im Abschnitt über „Cognitive semantics“ behandelt.

1. Einen ersten Konvergenzbereich könnte man darin sehen, dass beide Theorietypen als „mentalistisch“ in dem Sinne bezeichnet werden könnten, dass mentale Kategorien eine wichtige Rolle in diesen Theorien spielen, nämlich mentale Konzepte (Kategorien, Konzeptualisierungen) bei den Vertretern der Kognitiven Semantik sowie der Begriff der Intention (etwa bei Grice) und der Begriff des Gemeinsamen Wissens in der pragmatischen Semantik (vgl. Punkt 2). Darin unterscheiden sich beide Theorien von einer wahrheitsfunktionalen oder einer strukturellen Semantik.
2. Einen speziellen Konvergenzbereich bildet die Annahme der Bedeutung von Wissensbeständen bei der Verwendung sprachlicher Ausdrücke. In Arbeiten zur pragmatischen Semantik wurde schon früh auf die entscheidende Rolle von *gemeinsamen* Wissensbeständen in der Kommunikation hingewiesen, etwa mit Strawsons Begriff des „identifying knowledge“ („community of identifying knowledge“, Strawson 1964/1971: 77) oder mit Grices Begriff des „common ground“ (Grice 1989: 65 und 84). Ein theoriespezifisches Gegenstück könnte man in den kognitionstheoretischen „Frames“ sehen, mit denen Strukturen von Wissensbeständen modelliert werden (vgl. neuerdings Ziem 2008). Wiederum fühlt sich der Gebrauchstheoretiker nicht für die kognitiven Prozesse zuständig, die bei der Nutzung und Entwicklung von Frames im Gehirn ablaufen. Dagegen spielt für ihn das Gemeinsame Wissen und der Aufbau des Gemeinsamen Wissens über Gegenstände und Sachverhalte eine zentrale theoretische Rolle.⁶
3. Ein dritter Konvergenzbereich ist wissenschaftshistorisch bedingt: Die Annahme, dass bei der Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken Familienähnlichkeits- und Prototypenverhältnisse eine wichtige Rolle spielen, haben beide Theorietypen von Wittgenstein geerbt, die Gebrauchstheorie direkt, die kognitive Semantik auf dem Umweg über Arbeiten von Psychologinnen wie Rosch (z. B. Rosch/Mervis 1975).
4. Eine vierte Gemeinsamkeit besteht darin, dass man in beiden Theorietypen – im Gegensatz zur strukturellen Semantik – keine Trennung von semantischem und enzyklopädischem Wissen annimmt. Die Begründung ist jeweils theoriespezifisch: Das sog. enzyklopädische Wissen spielt sowohl bei den kognitiven Prozessen als auch bei der Verwendung sprachlicher Ausdrücke in der Kommunikation eine zentrale Rolle.
5. Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, dass Vertreter beider Theorietypen sich besonders für Phänomene wie Metaphorik, Metonymie

6 Ziem äußert in einer Fußnote seine Überzeugung, „dass der Graben zwischen dem Programm einer gebrauchsbasierten Kognitiven Linguistik und Wittgensteins Bedeutungstheorie nicht unüberwindbar ist“ (Ziem 2008: 156, Anm. 52).

und Polysemie interessieren, allerdings aus unterschiedlicher Perspektive. Für Gebrauchstheoretiker ist metaphorisches Reden ein semantisches Verfahren, das unter Nutzung bestimmter Wissensbestände mit bestimmten Funktionen angewendet wird. Für kognitive Semantiker ist Metaphorik ein kognitiver Prozess bzw. „the output of a cognitive process“ (Coulson 2001: 162).⁷ Die Gemeinsamkeit des Interesses an Fragen der Polysemie, zusammen mit der Familienähnlichkeitskonzeption, zeigt sich auch in der Wahl verwandter Darstellungsformen, z. B. der Verwendung von Netzgraphen bei der Darstellung von Polysemien (vgl. Heringer 1988: 753; Geeraerts 1997: 58).

6. Schließlich zeichnet sich seit einigen Jahren eine Konvergenzlinie an der Stelle ab, wo kognitive Semantiker erkennen, dass man für empirische semantische Untersuchungen die Funktionen und Verwendungszusammenhänge der untersuchten Ausdrücke berücksichtigen muss.

7. Einen letzten Konvergenzbereich bildet die korpusbasierte Methodologie, die generell einen gesunden Trend zur empirischen Validierung theoretischer Auffassungen bedeutet.

Wenn man diese Aspekte im Zusammenhang betrachtet, könnte man in Bezug auf die Chancen und Richtungen einer weitergehenden Konvergenz zu unterschiedlichen Schlüssen kommen. Es ist bemerkenswert, dass gerade ein prominenter kognitiver Semantiker folgende Einschätzung der Lage formulierte:

I would venture the suggestion that such a process of convergence – if it will take place at all – could find a focal point in a pragmatic, usage-based perspective to lexical semantics. [...] In various guises, then, a *pragmatic turn* characterizes many of the contemporary approaches to lexical semantics (Geeraerts 2002: 40).

Dem könnte ein Gebrauchstheoretiker ohne Probleme zustimmen. Für die historische Semantik könnte das insbesondere bedeuten, dass aussichtsreiche Forschungsziele weniger in der Erhellung der kognitiven Prozesse historischer Sprecher sondern in der Analyse der historischen Verwendungszusammenhänge sprachlicher Ausdrücke und deren Dynamik liegen dürften. Diese Auffassung dürfte insbesondere auch einer kulturwissenschaftlichen Ausrichtung der historischen Semantik entgegenkommen.

Die eben erwähnten bedeutungstheoretischen Aspekte spielen auch eine Rolle für das Verständnis der Form historisch-semantischer Erklärungen. Aus der Sicht einer kognitiven Semantik müsste eine historische Bedeutungsentwicklung erklärt sein, wenn plausibel gemacht werden kann,

7 Vgl. auch: „[...] the locus of metaphor is not in language at all, but in the way we conceptualize one mental domain in terms of another“ (Lakoff 2006: 185).

auf der Grundlage welcher kognitiver Prozesse diese Bedeutungsentwicklung möglich war. Dies entspricht ganz der Auffassung, die wir häufig in der älteren historischen Semantik finden: “a sense change is adequately explained if we can explain its happening, as a *normal* process, in the mind of one person” (Stern 1931: 176). Diese Sichtweise ermöglicht weder eine funktionale Erklärung einer Entwicklung noch den Anschluss an eine invisible-hand-Erklärung, die ja den Begriff der intentionalen Handlung voraussetzt (vgl. Keller, 1990: 83ff.). Auch die Frage der Aufnahme und Verbreitung von semantischen Innovationen kommt nicht ins Blickfeld. Darin könnte man eine gravierende Einschränkung der Reichweite möglicher historisch-semantischer Erklärungen sehen. Unabhängig davon lässt sich feststellen, dass eine aktuelle Analyse der Rolle von „ökologischen Bedingungen des sprachlichen Handelns“ (Keller 1990: 112f.) für historisch-semantische Entwicklungen ein wünschenswerter Beitrag zur Theorie des Bedeutungswandels wäre.

2. Datenorientierung und Korpora

Soweit historische Semantiker ernsthaft empirisch gearbeitet haben, waren sie in gewissem Sinne schon immer Korpuslinguisten. Wie hätten sie ihren Gegenstand auch sonst erfassen können? Wenn man manche Dissertationen aus dem späten 19. Jahrhundert anschaut oder auch Triers schon erwähnte Habilitationsschrift von 1931, dann muss man die gründliche und umfangreiche Korpusarbeit bewundern. Und das alles ohne digitale Unterstützung!

Im Vergleich damit sind wir mit digitalen Korpora und Recherchesoftware heute natürlich in einer sehr guten Lage. Was die Erfindung des Tonbandgeräts für die Konversationsanalyse war, könnten die digitalen Korpora für die historische Semantik sein, nämlich der Auslöser für den Anfang einer neuen Blütezeit. Aufgrund der Arbeit mit größeren Korpora sehen wir vielleicht Dinge, die wir vorher nicht gesehen haben. Vielleicht können wir mit großen Datenmengen auch die sanften Bedeutungsübergänge, die immer ein Problem der historischen Semantik waren, besser beobachten – wie unterm Mikroskop – und auch plausibler darstellen (vgl. Heringer 1993: 96f., Fritz 2006: 53f.). Ich werde im nächsten Abschnitt zwei einschlägige Beispiele aus meiner eigenen Praxis anführen.

Auf jeden Fall können wir mit größerer Sicherheit Fragen der Verwendungskontexte und der Gebräuchlichkeit von Ausdrücken und Verwendungsweisen beantworten. Dabei gibt es natürlich viele methodische Fragen wie

- die Frage der Auswahl eines geeigneten Korpus für eine bestimmte Untersuchung,
- die Frage der Repräsentativität der Daten,
- Fragen der Annotation
- oder die Frage, wie groß ein Kontext für eine semantische Beschreibung sein muss.

Darauf möchte ich hier nicht eingehen. Ein Caveat möchte ich aber doch erwähnen: Auch wenn wir solche erstaunlichen Hilfsmittel haben, bleibt uns Eines nicht erspart: Als Semantiker müssen wir letzten Endes jeden einzelnen Beleg *verstehen*, und oft sind gerade die entscheidenden Belege schwierig zu deuten. Hier sind eine Beleglehre und eine Beleghermeneutik gefragt.

Ein wichtiges Desiderat, gerade für die historische Semantik, ist die Entwicklung und Nutzung von Recherche- und Analysestrategien, die die Korpusarbeit erst fruchtbar machen. Ich will nur zwei Punkte erwähnen. Der erste Punkt betrifft das außerordentlich nützliche Werkzeug der Darstellung von „Keywords in Context“ (KWIC), wie sie etwa das COSMAS-System des IdS liefert. Schon ein kurzer Blick in eine solche Darstellung, beispielsweise von Daten aus dem Goethe-Korpus des IdS, beschert vielfache Einsichten in Kollokationen, die für das Verständnis des Spektrums der Verwendungsweisen eines Ausdrucks grundlegend sind. Diese Form der Datendarstellung ist sicherlich eines der wichtigsten digitalen Werkzeuge des historischen Semantikers, aber die schönen distributiven Daten entheben den Forscher nicht der Aufgabe, sie auch semantisch zu deuten, was häufig methodische Filigranarbeit bedeutet. Der zweite Punkt, der auch mit dem ersten zusammenhängt, betrifft eine spezielle Art von historisch-semantischen Aufgaben, nämlich das systematische Auffinden von innovativen Verwendungen, also beispielsweise von bestimmten Typen metaphorischer oder metonymischer Verwendungen. Hier gibt es keine einfachen Suchroutinen, so dass man u.U. raffinierte Verfahren ersinnen muss, um eine mechanisierte Suche zu ermöglichen. Erste Versuche dieser Art, die andeuten, welche Arten von Schwierigkeiten hier zu überwinden sind, finden sich in einem Sammelband, der dieses Problem für englische Daten angeht (Stefanowitsch/Gries 2006).

Es folgen nun die zwei angekündigten Beispiele zum Thema Korpusnutzung. Das erste Beispiel betrifft die historische Semantik der Modalverben des Deutschen. Im Rahmen eines DFG-Projekts zu den ersten deutschen Zeitungen im 17. Jahrhundert erstellten wir 1987 an der Universität Tübingen mit Hilfe unseres Kollegen Manfred Muckenhaupt und der fleißigen Sekretärinnen des Instituts ein digitales Zeitungskorpus, bestehend aus zwei Teilkorpora von insgesamt ca. 500000 Wörtern, eines für den Zeitschnitt 1609 („Aviso“ und „Relation“) mit knapp 200000

Wörtern und eines für 1667. Mehr durch Zufall fiel mir auf, dass es in den Zeitungstexten viele interessante Belege für die Verwendung von Modalverben gab, insgesamt 3500 Belege für den ersten Zeitschnitt, davon viele für sog. epistemische Verwendungsweisen, wie sie in der Gegenwartssprache etwa durch folgendes Beispiel repräsentiert werden:

(1) *Er kann, mag, dürfte, wird, muss, soll, will in Frankfurt gewesen sein.*

Nach dem damaligen Stand der Kenntnis war man der Meinung, dass sich ein differenziertes System von epistemischen Verwendungsweisen erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingespielt habe. Nun sind die Korrespondentenberichte der Zeitungen Texte, in denen häufig Vermutungen über den Stand der Ereignisse und Hinweise auf Informationen aus zweiter Hand gegeben werden, d.h. diese Texte erweisen sich als Fundgrube für epistemische Verwendungsweisen. Ein vollständiger Überblick über alle Modalverbverwendungen zeigte Folgendes:

1. Um 1600 gibt es schon ein komplexes System von epistemischen Verwendungsweisen. Dazu gehören die Ausdrücke: *kann, darf/dörffte, mag, möchte, wird, mus* (sowie *soll* und *will*).

2. Das bei weitem häufigste Modalverb zum Ausdruck einer Vermutung ist in dieser Zeit *möchte*.

(2) *möchte also diß wesen allem ansehen nach/ohn blutvergiessen nit abgehen* (Relation 118: 9f.).

3. Um 1600 kann auch der Indikativ *darf* zum Ausdruck einer Vermutung verwendet werden (wie der Konjunktiv *dörffte*), was heute nicht mehr möglich ist.

(3) *dieses darff wol die OberEnsische Huldigung einstellen* (Relation 86: 34)

4. Die Verwendung von *dörffte* ist im Korpus von 1609 ziemlich selten (drei Belege). Im Korpus von 1667 gibt es zehnmal so viele Belege. Das ist kein eindrucksvoller quantitativer Befund, aber er deutet eine Entwicklung an.

5. Die Verwendung von *sollen* zum Hinweis auf Berichte aus zweiter Hand ist schon außerordentlich häufig.

(4) *Der Stendt Volck soll gar wol geputzt vnnd ansehnlich sein* (Aviso 21: 23)

6. Es gibt eine Reihe von Verwendungsweisen von *wollen*, die wir heute nicht kennen. (*Er will, daß* ‚er behauptet‘ oder *Das Haus will einstürzen* ‚war im Begriff einzustürzen‘, die sog. ingressive Verwendungsweise)

Zusammengefasst: Das Zeitungskorpus zeigte mir aufgrund seiner Textsortenspezifika etwas, was ich durch verstreute Lektüre frühneuhochdeutscher Texte nicht hatte sehen können und was offensichtlich auch andere Leute noch nicht gesehen hatten. Und die Ergebnisse dieser Momentaufnahme gaben auch interessante Hinweise auf die *Entwicklungsgeschichte* der Modalverben.⁸

Ein zweites Beispiel betrifft eine Untersuchung zur Polysemie von Adjektiven im Deutschen und deren Geschichte. Bei einer Untersuchung des Gebrauchs des Adjektivs *scharf*, das durch eine besonders extreme Polysemie ausgezeichnet ist, kam ich zu dem Ergebnis, dass man die Struktur dieser Polysemie als ein System von metaphorischen und metonymischen Verknüpfungen beschreiben kann (Fritz 1995). Ausgehend von der prototypischen Kollokation *scharfes Messer* findet man metaphorische Verknüpfungen zu Verwendungen wie *scharfes Gewürz*, *scharfe Augen*, *scharfer Verstand* und *scharfe Kritik*. Andererseits gibt es metonymische Verknüpfungen zu Verwendungen wie *scharfer Schnitt* und *scharfer Schmerz*. Um einen Eindruck von der historischen Entwicklung dieses Spektrums von Verwendungsweisen zu gewinnen, stellte ich mir ein kleines Korpus von Texten aus der Zeit von 1180 bis etwa 1550 zusammen, aus unterschiedlichen Textsorten, vom Versepos bis zum Kochbuch. Auf dieser Grundlage deutete sich folgendes Ergebnis an: Schon im Mhd. scheint die Kollokation von *scharf* mit *Messer* oder *Schwert* prototypisch zu sein. Und daran schließen sich viele der uns vertrauten Verwendungsweisen an wie *scharfe Zähne*, *scharfe Augen*, *scharfe Töne*, *scharfes Gewürz*, *scharfer Wind*, *scharfer Schmerz* oder *scharfe Worte*. Daneben gibt es aber Belege für Kollokationen, die uns fremd erscheinen: ein scharfer, d. h. unebener Weg, eine scharfe, d. h. schmerzhaft Wunde, ein scharfer, d. h. scharfsinniger Gelehrter, ein scharfer Punkt, d. h. ein subtiles Problem, ein scharfer Winkel, d. h. ein spitzer Winkel oder ein scharfer, d. h. wilder Eber usw. Es scheint sich also folgendes Bild zu ergeben: Spätestens seit dem Mhd. ist für den Gebrauch von *scharf* ein produktives System von metaphorischen Verwendungen und metonymischen Mustern erkennbar, das dem heutigen nicht unähnlich ist, dessen Potential aber in verschiedenen Zeiten unterschiedlich ausgeschöpft wird. Insgesamt erschien mir das Bild der Zusammenhänge der Verwendungsweisen in den einzelnen Texten und Perioden aber noch etwas undeutlich. Einer der Gründe dafür war offensichtlich der, dass das Korpus doch etwas klein geraten war. Diese Vermutung wurde mir zur Gewissheit, als ich zum Vergleich eine synchronische Untersuchung des Gebrauchs von Adjektiven

8 Eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse dieser Untersuchung findet sich in Fritz (1991, 1997).

wie *hart*, *weich*, *grob* und *sanft* heranzog, die von Iris Bons mit umfangreichem Datenmaterial durchgeführt worden war (Bons 2009).⁹ Auf der Grundlage von ca. 38000 Belegen für *hart* konnte sie hier sehr schön das feine Netz der Verknüpfung von Verwendungsweisen zeigen, dessen historische Entstehung man gerne einmal anhand vergleichbar großer Korpora beobachten würde. Diese Untersuchung steht noch aus.

Zum Ende dieses Abschnitts über methodische Fragen möchte ich noch auf einen Punkt eingehen, der ebenfalls noch als ein Desiderat der historischen Semantik gelten kann, nämlich die Frage der Darstellungsformen für historisch-semantiche Befunde. Während es über das Format von (historischen) Wörterbucheinträgen in den letzten Jahren vielfältige Reflexionen gab, ist das allgemeinere Problem semantischer Darstellungsformen noch wenig bearbeitet. Hier ist man in der Wahl der Mittel auch viel freier, da der Kondensierungszwang von Wörterbüchern im Printformat wegfällt. Beim Nachdenken über Darstellungsformen ist der Zusammenhang zwischen theoretischen Sichtweisen und Darstellungsformen ein wichtiger Gesichtspunkt, denn Darstellungsformen sind zumeist nicht nur oberflächliche Eigenschaften wissenschaftlicher Beschreibungen. Wenn man annimmt, dass das Spektrum von Verwendungsweisen eine netzartige Struktur hat, dann bietet sich als Darstellungsform auch ein Netzgraph an, wie wir schon gesehen haben. In strukturalistischen Arbeiten finden wir normalerweise keine Netzgraphen, wohl aber Matrixdarstellungen und Baumgraphen. Wenn man annimmt, dass es keine Unterscheidung zwischen semantischem und enzyklopädischem Wissen gibt, wird man Darstellungsformen suchen, die genau das zeigen, beispielsweise die „semantischen Plots“ und „semantischen Szenen“, die Heringer (1999) entwickelt hat. Wenn man der Auffassung ist, dass die Gebrauchsweisen von sprachlichen Ausdrücken in ihren textuellen Zusammenhängen untersucht und gezeigt werden müssen, dann muss man Darstellungsformen suchen, die genau das leisten, beispielsweise (Familien von) „Wortportraits“ als Hypertexte (mit Netzdarstellungen), in denen einzelne Verwendungsweisen mit charakteristischen Textausschnitten verlinkt sind. Dasselbe gilt verstärkt für die Darstellung historischer Entwicklungen. Eine Lehre von den historisch-semantiche Erzählweisen¹⁰ und anderen Darstellungsformen für sprachliche Dynamik ist weiterhin nicht entwickelt.¹¹

9 Die Arbeit ist online verfügbar unter der URL: <http://geb.uni.giessen.de/geb/volltexte/2009/7356>.

10 Einige vorläufige Überlegungen zur Frage des historisch-semantiche Erzählens finden sich in Fritz (2006: 28ff.).

11 Schon die Darstellung der historischen Dynamik von netzförmigen Strukturen ist keine einfache Darstellungsaufgabe, wie die erwähnte Darstellung in Geeraerts (1997: 58) zeigt.

3. Diskurse – Kontroversen

In den letzten Jahren ist vielfach darauf hingewiesen worden, dass als Datengrundlage für historisch-semantiche Untersuchungen ganze Diskurse herangezogen werden sollten.¹² Dem kann man gerade aus der Sicht einer Gebrauchstheorie zustimmen, und ich möchte in diesem Abschnitt zwei Beispiele für die Anwendung dieses Prinzips geben. Und zwar möchte ich das am Beispiel der Untersuchung von Kontroversen tun. Kontroversen bilden einen Prototyp von Diskurs, in dem Verfasser einer größeren Zahl von Texten sich mit einem bestimmten Themenkreis auseinandersetzen, sich aufeinander beziehen und komplexe Formen der Intertextualität praktizieren. Und natürlich bildet ein Streitschriftenensemble ein naturwüchsiges Korpus. Kontroversen kann man zunächst einmal unter dem Aspekt der Geschichte von Kommunikationsformen und Textsorten betrachten, wobei für die Zeit von 1600 bis 1800 Streitschriften eine zentrale Textsorte darstellen. Aber für den Gebrauchstheoretiker ist natürlich die Geschichte des Wortgebrauchs ein Teil der Geschichte von Kommunikationsformen, so dass Beobachtungen zum Wortgebrauch naturwüchsig zu einem solchen historisch-pragmatischen Projekt gehören.¹³ Die nun folgenden beiden Beispiele beziehen sich auf die berühmte Pietisten-Kontroverse um 1700 und eine Kontroverse zu Astrologie und Astronomie aus der Zeit um 1600, an der u.a. Kepler beteiligt war.

Die Pietistenkontroverse am Ende des 17. Jahrhunderts war eine Auseinandersetzung zwischen orthodoxen Protestanten und verschiedenen protestantischen Theologen und Gruppierungen, die eine Erneuerung der Kirche und eine Stärkung der persönlichen Frömmigkeit suchten. Die Orthodoxen empfanden diese Strömungen als eine Bedrohung ihrer Position und bekämpften sie als Abweichler und potenzielle Ketzer. Die Angegriffenen wehrten sich mit verschiedenen Mitteln, juristisch, aber auch mit Streitschriften, Streitpredigten usw. So ergab sich in der ersten Phase dieser Auseinandersetzung von 1689 bis 1697 ein Streitschriftenkrieg mit mehr als 50 umfangreichen Streitschriften in unterschiedlichen Streitzweigen. Diese Phase wurde von dem Historiker Martin Gierl in seinem Buch „Pietismus und Aufklärung“ von 1997 scharfsinnig und in großem Detail beschrieben. Einer der Protagonisten der Pietistenkontroverse, mit dem wir

12 Als Beispiele – unter vielen – für dieses Forschungsinteresse greife ich heraus die Beiträge zu Busse/Hermanns/Teubert (1994) und, in neuerer Zeit, Gloning (2003) und Kämper (2006).

13 Zum Stand der historisch-pragmatischen Kontroversenforschung vgl. Fritz (2010).

uns näher beschäftigt haben, war August Hermann Francke (1663–1727), auf den ich noch besonders eingehen werde.

Unter dem Gesichtspunkt der Verwendung des Wortschatzes könnte man zur Pietistenkontroverse vielfältige Beobachtungen mitteilen, etwa zum Gebrauch von Ausdrücken wie *Erweckung*, *Erbauung*, *Heiligung*, *Schwärmer*, *Sanftmütigkeit*, *Gottseeligkeit* usw. Hier könnte man auch an die Arbeiten von August Langen zum Wortschatz des deutschen Pietismus (z. B. Langen 1974: 67–72) anknüpfen. Ich möchte mich aber auf den Gebrauch eines Zentralausdrucks dieser Kontroverse und seine Dynamik beschränken, nämlich den Ausdruck *die Pietisten* selbst.¹⁴ Für die Verwendung dieser Kennzeichnung und ihre Reflexion in der Kontroverse selbst gibt es umfangreiches und sehr interessantes Quellenmaterial, aus dem ich nur einige wenige Belege vorführen kann. Man kann drei Facetten des Gebrauchs dieses Ausdrucks unterscheiden: Erstens wurde der Ausdruck als eine Art allgemeines Schimpfwort verwendet, um Leute, die man der übertriebenen Frömmigkeit verdächtigte, lächerlich zu machen. Zweitens gab es eine konkurrierende, positiv charakterisierende Verwendungsweise, die man etwa in folgendem Leichengedicht des Professors Joachim Feller aus dem Jahre 1689 erkennen kann (Francke 1981: 124):

Es ist jetzt Stadt-bekandt der Nam der Pietisten /
Was ist ein Pietist? Der GOTTes Wort studirt /
und nach demselben auch ein heilig Leben führt /
Das ist ja wohl getan / ja wohl von jedem Christen.

Und schließlich kann man eine strategische Form der Verwendung des Ausdrucks erkennen, mit der orthodoxe Kontroverseteilnehmer die Existenz einer festen Gruppierung von Personen mit sektiererischen oder sogar ketzerischen Tendenzen suggerierten, was natürlich für die Verdächtigten eine starke Bedrohung darstellte. Auf diese Art der Verwendung reagierte August Hermann Francke in einer Streitschrift von 1707 wie folgt:

Es hat ja der Låster-Geist vor einigen Jahren den Pietisten-Namen auf die Bahn gebracht / die Lehre von der Gottseligkeit damit zu beschmeissen / und diejenigen / so auf ein rechtschaffenes thätiges Christenthum dringen / einer Ketzerey und Sectirerey / [...] durch solchen Namen schuldig zu machen. [...] Niemand hat bis diese Stunde eine wahrhaffte Definition geben können / was denn der Pietismus sey / sondern wenn sich nur etwas böses / irriges / ungereimtes / ja greuliches und schändliches gefunden / so man auf einige Weyse herbey ziehen zu können vermeynet; so hat man die / so dessen schuldig gewesen / oder doch beschuldigt worden / Pietisten genennet (Francke, „Antwort=Schreiben“, 1707/1981: 225f.).

14 Ein vergleichbares Forschungsinteresse findet sich beispielsweise in Bering (1978) zum Ausdruck *die Intellektuellen* oder in Musolff (1995) zu *Sympathisanten*.

Insgesamt zeigt sich: Der Gebrauch des Ausdrucks *die Pietisten* ist auf subtile Art mit den Grundfragen der Kontroverse verknüpft und dient in vielen Punkten als Aufhänger für die Klärung der Frage, worum es in der Kontroverse eigentlich geht. Gierl schreibt in seinem Pietismusbuch, „daß die Geistesrichtung ‚Pietismus‘ erst im Refutationsfluß der Kontroverse entsteht“ (Gierl 1997: 256), was auch heißt, dass sich mit der Klärung der Positionen in der Kontroverse auch der Gebrauch des Ausdrucks *Pietist* entwickelte.

Mein nächstes und letztes Beispiel stammt aus einer Kontroverse, die etwa einhundert Jahre früher stattfand, nämlich eine Kontroverse zwischen dem Mathematiker und Astronomen Johannes Kepler und dem Arzt und Astrologen Elisäus Röslin, dem Pfarrer und Astrologen Melchior Schärer sowie dem Arzt Philipp Feselius, einem strikten Gegner der Astrologie. Gegenstand der Kontroverse war der wissenschaftliche Status der Astrologie, eine Frage, die auf vielfältige Art verknüpft war mit allgemeinen Fragen der Kosmologie, mit Qualitätskriterien für die Wissenschaft und dem aktuellen Stand der astronomischen Forschung. Ein zentrales Werk dieser Kontroverse ist die 1610 erschienene Streitschrift Keplers, der „Tertivs Intervenens. Das ist/ Warnung an etliche Theologos, Medicos vnd Philosophos, sonderlich D. Philippum Feselium, daß sie bey billicher Verwerffung der Sternguckerischen Aberglauben/ nicht das Kindt mit dem Badt außschütten (...)“. Man könnte nun nach dem damaligen Fachwortschatz der Astronomie und Astrologie fragen, wobei hier das Verhältnis von deutschem und lateinischem Wortschatz ein interessanter Gesichtspunkt sein könnte. Ich möchte dagegen kurz auf den allgemeinen wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Zeit eingehen, der für solche Auseinandersetzungen in deutscher Sprache verwendet wurde, wenn eine Kontroverse nicht auf Latein geführt wurde. Generell kann man sagen, dass für diese kommunikative Aufgabe schon sehr differenzierte sprachliche Mittel verfügbar waren. Ich nehme bei dieser Untersuchung eine onomasiologische oder, wie ich lieber sage, *funktionale* Perspektive ein und frage: Welches sprachliche Repertoire hatten die Kontroversenteilnehmer damals zur Lösung ihrer spezifischen kommunikativen Aufgaben?¹⁵ Ich führe nur drei Beispielbereiche mit wenigen ausgewählten Belegen an, um anzudeuten, wie eine solche Untersuchung vorgehen kann.

1. Der Schreiber möchte explizit machen, dass er eine bestimmte Position kritisiert. In diesen Kontroversen wird der Ausdruck *kritisieren* noch

15 Das neuere Interesse an onomasiologischen Fragestellungen ist dokumentiert in Blank/Koch (2003) und Grondelaers/Geeraerts (2003).

nicht verwendet, dagegen *straffen*, *tadeln* und *taxieren*, wie folgende Belege zeigen:

- (1) Hierin hab ich Kepplern zu straffen (,in diesem Punkt muss ich Kepler kritisieren‘; K 1609: 122.4)
- (2) Ich hab an diesem andern theil der *argumentation* nichts zu tadeln (,Ich habe [...] nichts zu kritisieren‘; K 1609: 124.9)
- (3) diejenigen Fantastereyen / welche hie *Feselius* taxiret (K 1610: 226.20)

2. Der Schreiber möchte auf einen Einwand Bezug nehmen und ihn explizit als solchen charakterisieren. Hier kann er verwenden *Einrede*, *Einwürff*, *Gegenwürff* – eine direkte Nachbildung von lateinisch *ob-iectio* – und *Obiection*:

- (5) so gilt diese Einred nicht (K 1610: 139.10)
- (7) Die fürnembste Einwürrff (S 1611: 204)
- (8) Einreden vnd Gegenwürff ... ablehnen (S 1611: 68)
- (9) Es wirdt auch D. Feselius nunmehr mercken / dass diese Obiection nichts gelte (K 1610: 205.29)

3. Der Schreiber möchte eine eigene oder eine fremde Auffassung wiedergeben. Hier eignen sich vor allem die Ausdrücke *halten*, *darfür halten*:

- (11) Keplerus sagt vnd helt / das sich Gott dieser *Cometen* vnd zaichen gebrauche / den Menschen etwas darmit anzuzaiغن (K 1609: 124.04)
(,Kepler ist der Auffassung‘)

Wenn er nun speziell signalisieren möchte, dass er die Auffassung des Opponenten für verfehlt hält, könnte er die Wiedergabe dieser Auffassung mit *er meynet* oder *er vermeynet* einleiten, wie es Kepler in folgenden Beispielen tut:

- (12) Er meynet [...] Es ist aber weit fehl (K 1610: 194.23)
- (13) Feselius vermeynet (,nimmt irrtümlich an‘, K 1610: 190.24)

Es gäbe noch vielfältige kommunikative Aufgaben und die einschlägigen Ausdrucksformen zu beschreiben, aber ich breche hier ab.¹⁶ Mit dieser Beschreibung von kommunikativen Aufgaben und ihrer sprachlichen Lösung habe ich eine Möglichkeit angedeutet, wie die historische Semantik einen Beitrag zur Geschichte von Kommunikationsformen leisten kann, in diesem Fall zur Geschichte der Kontroverse. Die Geschichte des Kontroversenwortschatzes ist übrigens ein weiteres Desiderat der historischen Semantik des Deutschen. Es gibt dazu bisher einen schönen Aufsatz von

16 Eine ausführlichere Beschreibung der sprachlichen Mittel für wissenschaftliche Kontroversen um 1600 findet sich in Fritz (2008).

Peter von Polenz (v. Polenz 1988) und verstreute Beobachtungen.¹⁷ Auch hier liegt also noch viel Arbeit vor uns.

4. Schlussbemerkungen

Mit den vorliegenden kurzen Beobachtungen zu aktuellen Problemen und Trends in der historischen Semantik habe ich einige Bereiche der historischen Semantik angedeutet, in denen in den letzten Jahren Fortschritte erzielt wurden oder in denen Desiderate und Zukunftsperspektiven zu erkennen sind. Einen Gesichtspunkt möchte ich zum Schluss noch erwähnen, der für die Jahrestagung der GGSG 2010 namensgebend war: „Historische Semantik im Dialog der Fachkulturen“. Es gibt eine Tendenz in den Einzelfächern – z. B. Anglistik, Germanistik, Romanistik und Geschichte –, historische Semantik jeweils im Rahmen eigener Fachtraditionen und Initiativen zu betreiben.¹⁸ Dies ist forschungspragmatisch sicherlich wohlbegründet, es lässt sich aber leicht zeigen, dass der Blick über die Fächergrenzen hinaus vielfältige Anregungen ermöglicht, Einseitigkeiten vermeiden hilft und Umwege erspart. Es ist also zu wünschen, dass der angestoßene Dialog der Fachkulturen in der historischen Semantik fortgeführt wird.

Quellen

- Aviso = Der Aviso des Jahres 1609. Faksimiledruck und Nachwort von W. Schöne. Leipzig 1939.
- Francke 1981 = Peschke, Erhard (Hg.) (1981): August Hermann Francke. Schriften und Predigten. Band I: Streitschriften. Berlin/New York.
- K 1609 = Kepler, Johannes: Antwort Joannis Keppleri (...) Auff D. Helisæi Röslini (...) Discurs Von heutiger zeit beschaffenheit (...). Prag (Sesse) 1609. In: Kepler, Johannes: Gesammelte Werke. Band 4. Hrsg. von M. Caspar und F. Hammer. München 1941, 101–144.
- K 1610 = Kepler, Johannes: Tertivs interveniens. Das ist/ Warnung an etliche Theologos, Medicos vnd Philosophos (...). Frankfurt a.M. (G. Tampach) 1610. In: Kepler, Johannes: Gesammelte Werke. Band 4. Hrsg. von M. Caspar und F. Hammer. München 1941, 147–258.
- Relation = Die Relation des Jahres 1609. Faksimiledruck und Nachwort von Walter Schöne. Leipzig 1940.

¹⁷ Vgl. auch Gloning (2003: 27ff.).

¹⁸ Zur historischen Semantik im Bereich der Romanistik vgl. beispielsweise Lebsanft/Gleßgen (2004). Dort gibt es auch Hinweise auf Beziehungen zur germanistischen Forschung.

- S 1611 = Verantwortung vnd Rettung der ARGumenten vnd Vrsachen/ welche M. Melchior Scherer/ in den Vorreden seiner zweyen Prognosticorum verschiener 1608. vnd 1609. Jahren (...) eingeführet: Wider (...) Philippum Feselum (...). Beschrieben durch M. Melchiorem Schærerum, Pfarrern zu Mentzingen. O.O. (Böhem/Fuhrmann) 1611.

Literatur

- Bering, Dietz (1978): Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfworts. Stuttgart.
- Blank, Andreas (1997): Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen, Tübingen.
- Blank, Andreas/Koch, Peter (2003): Kognitive romanische Onomasiologie und Sema-siologie, in: Andreas Blank/Peter Koch (Hg.): Kognitive romanische Onomasiolo-gie und Sema-siologie, (Linguistische Arbeiten 467), Tübingen, 1–15.
- Bons, Iris (2009): Polysemie und Distribution. Zur Theorie und Methode einer korpusbasierten Semantik deutscher Adjektive, (Linguistische Untersuchungen. Bd. 1.), Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek. <URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2009/7356>>
- Busse, Dietrich (2008): Linguistische Epistemologie. Zur Konvergenz von kognitiver und kulturwissenschaftlicher Semantik am Beispiel von Begriffsgeschichte, Dis-kursanalyse und Frame-Semantik, in: Heidrun Kämper/Ludwig M. Eichinger, (Hg.): Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung, Berlin/New York, 73–114.
- Busse, Dietrich/Hermanns, Fritz/Teubert, Wolfgang (Hg.) (1994): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der histori-schen Semantik, Opladen.
- Coulson, Seana (2001): Semantic leaps. Frame-shifting and conceptual blending in meaning construction, Cambridge.
- Eckardt, Regine (2006): Meaning change in grammaticalization. An enquiry into semantic reanalysis, Oxford.
- Fauconnier, Gilles/Turner, Mark (2002): The way we think. Conceptual blending and the mind's hidden complexities, New York.
- Frege, Gottlob (1892/1967): Über Sinn und Bedeutung, in: Zeitschrift für Philoso-phie und philosophische Kritik, 100, 25–50. Wieder abgedruckt in: Günther Patzig (Hg.): Gottlob Frege: Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien, 3. Aufl., Göttingen, 40–65.
- Fritz, Gerd (1991): Deutsche Modalverben 1609: Epistemische Verwendungsweisen. Ein Beitrag zur Bedeutungsgeschichte der Modalverben im Deutschen. In: Bei-träge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 113, 28–52.
- Fritz, Gerd (1995): Metonymische Muster und Metaphernfamilien. Bemerkungen zur Struktur und Geschichte der Verwendungsweisen von *scharf*, in: Götz Hindelang/Eckard Rolf/Werner Zillig (Hg.): Der Gebrauch der Sprache. Festschrift für Franz Hundsniß zum 60. Geburtstag, Münster, 77–107.
- Fritz, Gerd (1997): Deutsche Modalverben 1609: Nicht-epistemische Verwendungs-weisen, in: Gerd Fritz/Thomas Gloning (Hg.): Untersuchungen zur semantischen Entwicklungsgeschichte der Modalverben im Deutschen. Tübingen, 249–305.
- Fritz, Gerd (2006): Historische Semantik, (sm 313), 2. Aufl., Stuttgart.

- Fritz, Gerd (2008): Zur deutschen Sprache der Kontroverse in der frühen Neuzeit, in: *L'Analisi linguistica e letteraria* XVI, 123–138.
- Fritz, Gerd (2010): Controversies, in: Andreas H. Jucker/Irma Taavitsainen (Hg.), *Historical Pragmatics. Handbooks of Pragmatics, Volume 8*, Berlin/New York, 451–481.
- Fritz, Gerd (im Druck): Theories of meaning change – an overview, in: Claudia Maienborn/Klaus von Heusinger/Paul Portner (Hg.), *Semantics. An International Handbook of Natural Language Meaning*, Berlin/New York.
- Geeraerts, Dirk (1997): *Diachronic prototype semantics. A contribution to historical lexicology*, Oxford.
- Geeraerts, Dirk (1999): Idealist and empiricist tendencies in Cognitive Linguistics, in: Theo Janssen/Gisela Redeker (Hg.), *Cognitive linguistics: Foundations, scope, and methodology*, Berlin/New York, 163–194.
- Geeraerts, Dirk (2002): The theoretical and descriptive development of lexical semantics, in: Leila Behrens/Dietmar Zaefferer (Hg.), *The lexicon in focus: competition and convergence in current lexicology*, Frankfurt/M., 23–42.
- Geeraerts, Dirk (2010): *Theories of lexical semantics*, Oxford.
- Gierl, Martin (1997): Pietismus und Aufklärung. Theologische Polemik und die Kommunikationsform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts. Göttingen.
- Gloning, Thomas (1996): *Bedeutung, Gebrauch und sprachliche Handlung. Ansätze und Probleme einer handlungstheoretischen Semantik aus linguistischer Sicht*, Tübingen.
- Gloning, Thomas (2003): *Organisation und Entwicklung historischer Wortschätze. Lexikologische Konzeption und exemplarische Untersuchungen zum deutschen Wortschatz um 1600*, Tübingen.
- Grice, Paul (1989): *Studies in the ways of words*. Cambridge, Mass./London.
- Grondelaers, Stefan/Geeraerts, Dirk (2003): Towards a pragmatic model of cognitive onomasiology, in: Hubert Cuyckens/René Dirven/John Taylor (Hg.), *Cognitive approaches to lexical semantics*, Berlin/New York, 67–92.
- Heringer, Hans Jürgen (1988): Ja, ja, die Partikeln! Können wir Partikelbedeutungen prototypisch erfassen?, in: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 41, 730–754.
- Heringer, Hans Jürgen (1993): Empirie in der Sprachgeschichtsschreibung, in: Hans Jürgen Heringer/Georg Stötzel (Hg.): *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag*, Berlin/New York, 52–68.
- Heringer, Hans Jürgen (1999): *Das höchste der Gefühle. Empirische Studien zur distributiven Semantik*, Tübingen.
- Kämper, Heidrun (2006): Diskurs und Diskurslexikographie. Zur Konzeption eines Wörterbuchs des Nachkriegsdiskurses, in: *Deutsche Sprache* 34, 334–353.
- Keller, Rudi (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*, Tübingen.
- Keller, Rudi (1995): *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*, Tübingen/Basel.
- Lakoff, George (2006): Conceptual metaphor. The contemporary theory of metaphor, in: Dirk Geeraerts (Hg.): *Cognitive linguistics: Basic readings*, Berlin/New York, 185–238.

- Langen, August (1974): Der Wortschatz des 18. Jahrhunderts, in: Friedrich Maurer/Heinz Rupp, H. (Hg.): Deutsche Wortgeschichte. Dritte, neubearb. Auflage. Bd. 2, Berlin/New York, 31–244.
- Lebsanft, Franz/Gleißgen, Martin-Dietrich (2004): Historische Semantik in den romanischen Sprachen. Kognition, Pragmatik, Geschichte, in: Franz Lebsanft/Martin-Dietrich Gleißgen (Hg.): Historische Semantik in den romanischen Sprachen, Tübingen, 1–28.
- Meggle, Georg (1987): Pragmatische Semantik im Ausgang von Ludwig Wittgensteins Sprachspielkonzept, in: Herbert Stachowiak (Hg.), Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens. Bd. 2, Hamburg, 279–301.
- Musolff, Andreas (1995): Die Terrorismus-Diskussion in Deutschland vom Ende der sechziger bis Anfang der neunziger Jahre, in: Georg Stötzel/Martin Wengeler (Hg.), Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/New York.
- von Polenz, Peter (1988): Argumentationswörter. Sprachgeschichtliche Stichproben bei Müntzer und Forster, Thomasius und Wolff, in: Horst Haider Munske et al. (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern, Berlin/New York, 181–199.
- Rosch, Eleanor/Mervis, Carolyn B. (1975): Family resemblances: Studies in the internal structure of categories, in: *Cognitive Psychology* 7, 573–605.
- Sinha, Chris (1999): Grounding; mapping, and acts of meaning, in: Theo Janssen/Gisela Redeker (Hg.), *Cognitive linguistics: Foundations, scope, and methodology*, Berlin/New York, 223–255.
- Stern, Gustaf (1931): *Meaning and change of meaning. With special reference to the English language*, Göteborg.
- Strawson, Peter F. (1964/1971): Identifying reference and truth-values, in: *Theoria* 30, 1964, 96–118. Wieder in: Strawson, Peter F. (1971): *Logico-linguistic papers*, London, 75–95.
- Sweetser, Eve (1990): *From etymology to pragmatics. Metaphorical and cultural aspects of semantic structure*, Cambridge.
- Traugott, Elizabeth Closs/Dasher, Richard B. (2002): *Regularity in semantic change*, Cambridge.
- Trier, Jost (1931): *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*, Heidelberg.
- Tugendhat, Ernst (1976): *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt/M.
- Wittgenstein, Ludwig (1967): *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt.
- Ziem, Alexander (2008): *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*, Berlin/New York.

Oskar Reichmann (Heidelberg)

Historische Semantik: Ideen, Realisierungen, Perspektiven

1. Erlauben Sie mir¹ zur Einführung die folgende Fiktion: Irgendwann in einem logischen Moment der Menschheitsgeschichte richten sich irgendwelche Geschöpfe irgendeiner Horde menschenähnlicher Wesen in der afrikanischen Savanne stärker auf, als sie das bis dahin getan hatten; ihr Kopf steht nun räumlich *über* den Gegebenheiten ihrer Umwelt, nicht mehr auf gleicher Höhe mit ihnen. Die gemeinten Geschöpfe, in diesem Moment schon Menschen, stehen nun vor der Frage, wie sie sich in der neuen Situation einrichten sollen. Sie haben mindestens zwei Möglichkeiten: Einmal schaut jeder einzelne für sich aus erhöhter Position auf die Dinge *unter* ihm, benennt sie, stellt fest, was der Unterschied zwischen ‚Löwe‘ und ‚Hyäne‘, ‚Baum‘ und ‚Strauch‘, ‚Zweig‘ und ‚Ast‘, ‚Dolde‘ und ‚Wipfel‘ ist, erkennt oder setzt möglicherweise bestimmte Beziehungen zwischen den Gegenständen unter sich, kurzum: Er vermisst gliedernd die ihm zu Füßen liegende Welt und hofft, dass Andere seine Ergebnisse übernehmen. Oder er schaut gerade aus, nimmt wahr, dass er nicht allein ist, sondern dass es in seiner Umgebung weitere, ihm ähnliche Exemplare gibt, denen er auf *gleicher Höhe* ins Auge zu blicken vermag, und mit denen er genau in dem Maße, in dem er sie anblickt, die vorhin angenommene ‚Horde‘ zur sozialen ‚Gruppe‘ werden lässt, innerhalb derer es zu kooperieren gilt. Dies schließt nicht aus, dass das eine Gruppenmitglied auf einige andere herabschaut und zu wieder anderen aufschaut.

1.1. Ich behaupte nun, dass der fingierte logische Moment schlaglichtartig die Situation vor Augen führt, in der man Semantik seit jeher betrieben hat und immer betreiben wird, deren man sich also selbst in der abgehobensten wissenschaftlichen Situation bewusst sein sollte. Im Visier sind mindestens folgende Gegebenheiten:

- die Welt der Dinge,
- der einzelne, individuelle Mensch,

1 Der Vortragsduktus des vorliegenden Beitrags ist weitgehend beibehalten.

- andere in räumlicher Nähe, gleichsam im *Glockenhall* lebende Menschen, die Menschengruppe,
- die jeweils einmalige Situation,
- die Notwendigkeit, sich zu verhalten, darunter zu handeln,
- die der Gattung ‚Mensch‘ eigene biologische Fähigkeit, dies auch zu können, weil man zur Bildung von Zeichensystemen, darunter einer Sprache, fähig ist.²

1.2. Und es deutet sich Weiteres an: Ich meine den Urkonflikt zwischen mindestens zwei Realisierungen von Semantik, einmal derjenigen, deren Vertreter „die Welt vermessen“, bildlich gesprochen: ihr Leben mit gekrümmtem Rücken, von oben nach unten blickend, vor dem Mikroskop verbringen und den Sinn ihrer Tätigkeit in einer der Situationszwänge enthobenen, maximal genauen, erkenntnisgeleiteten Gegenstandsbeschreibung sehen. Es ist wohl nachvollziehbar, wenn ich sage, dass diese – im Sinne K. Bühlers rein darstellungsfunktional ausgerichtete – Semantik dazu tendiert, relevante Züge meines logischen Momentes auszublenden: etwa die Situationsverhaftetheit jedes Sprechens, seinen Handlungscharakter, die Gruppenabhängigkeit und Gruppengestaltung des sprachlich Handelnden in ihrer Wechselseitigkeit, die Frage nach der sozialen Relevanz des Entdeckten. Pointierter gesagt: Sie tut sich schwer, den Weg von der behandelten Sache zu den Sprechenden zu finden. Im Grunde genommen ordnet sie dem Sachbezug die Kommunikation nach. – Die andere Richtung der Semantik – ich verstehe sie zusammenfassend als handlungs-, darunter beziehungstheoretisch orientiert – kann nach dem Vorgetragenen nur wie folgt erscheinen: Sprechen ist partnerbezogenes intentionales Handeln, der Sprechende vollzieht es teils individuell, teils gruppenbestimmt; es ist immer aus der Situation geboren und auf das Funktionieren der Gruppe gerichtet. Die Verhältnisse kreuzen sich also: Einmal droht vor lauter Sachbezug die Handlungskomponente und ein anderes Mal vor lauter partnerbezogener Handlung die Sachkomponente in den Hintergrund zu rücken. – Und es gibt weitere Cruces. Einige von ihnen seien angedeutet: Wie schaffe ich – erstens – einen überzeugenden Zusammenhang zwischen Gegenstandsbezug einerseits und Handlungsstruktur einer Gruppe andererseits? Und wie komme ich – zweitens – von der Handlung mit ihrer stark situativen Einbindung zu einer Handlungs- und Beziehungsgrammatik, d. h. zu sprachlichen Ausdrücken, die System

2 Bei F. Nietzsche heißt das, „dass unser Gedanke selbst fortwährend durch den Charakter des Bewusstseins – durch den gebietenden ‚Genius der Gattung‘ – gleichsam *majorisiert* und in die Herden-Perspektive zurück-übersetzt wird. [...]. Dies ist der eigentliche Phänomenalismus und Perspektivismus“ (1882, S. 592).

haben? Drittens: Wie ist eigentlich das Verhältnis zwischen dem Sprechen einer Einzelsprache, etwa Deutsch, und einer Handlungsgrammatik, die sich zwar in einer Einzelsprache vollzieht, aber doch wohl nicht deckungsgleich mit ihr ist? Und schließlich ein philosophisches Problem: Betrachte ich jede Einzelsprache als ein Zeichen- und Regelsystem, das natürliche Vorgegebenheiten nur ein bisschen anders kodiert als jedes andere der rund 6000 ähnlichen Systeme der Erde? Das hätte die Folge: Alles ist im Grunde in jedem dieser Systeme sagbar, das Übersetzen zum Beispiel wäre letztlich kein Problem. Oder ist jedes dieser Systeme gleichsam eine symbolische Form im Sinne E. Cassirers, eine je eigene zeichenkonstituierte Weise nicht der Kodierung von diskret Vorgegebenem, sondern der Schaffung von Sichten, die bei hinreichender Allgemeingültigkeit die Realität „sind“? Übersetzen wäre dann eigentlich gar nicht möglich. Verschärfend kommt hinzu: Es „gibt“ auf sprachlicher Ebene *nur* solche Systeme, keine irgendwie kommunikativ reale Hintergrundgröße, die als metaphysische Messlatte etwa für Deutsch plus Suaheli fungieren würde. Auch hier lauert die Frage nach dem Verhältnis von Einzelsprache und Handlungssystem im Hintergrund.

2. Ich gehe Fragen dieser Art aus der Sicht eines Germanisten an, also eines Linguisten und Historikers einer Einzelsprache, und zwar nicht unter beschreibungstechnischen Aspekten, sondern selbstreflexiv, auch nicht unter Aspekten der Allgemeinen Sprachwissenschaft oder anderer linguistischer Disziplinen mit einer nicht einzelsprachbezogenen Gegenstandssetzung. Ich verfare dabei so, dass ich drei Einzelgegenstände aus dem Interessfeld der Germanistik herausgreife und diese – als schlaglichtartige Fälle – auf meine Fragestellungen hin analysiere. Ich bin deshalb auf Einzelfälle zurückgeworfen, weil es eine Geschichte der Semantik des Deutschen nicht gibt, im Gegensatz etwa zu Laut-, Formen-, Syntaxgeschichten, die gleich dutzendweise auf dem Markt sind.

3. Ein erstes Schlaglicht: Ziemlich genau um das Jahr 1300 schreibt Meister Eckhart oder ein Anonymus aus seinem engsten Kreis ein Gedicht mit folgenden Anfangsversen:

In dem begin
Ho über sin
Ist ie daz wort.

Neuhochdeutsch: *Am Anfang, hoch über alles Begreifen, ist zu aller Zeit das Wort.*

Man hat diesen Text nach Ausweis von 11 erhaltenen Handschriften mehrfach abgeschrieben; er muss nach der sprachlichen Gestalt der Text-

zeugen regional weit verbreitet gewesen sein; er wurde auch mehrfach, und zwar wiederum in verschiedenen Landschaftssprachen, ausführlich kommentiert. Wahrscheinlich hat die Thematik des Textes sogar schon vor seiner gebundenen Fassung in einer kommentarähnlichen Form vorgelegen. Die Kopisten – abgesehen von einem – ersetzten die Präsensform des Prädikates *ist* durch *was*, also durch das Präteritum nhd. ‚war‘; sie brachten den Text also in Übereinstimmung mit dem Johannesevangelium, in dem es ja heißt, dass das Wort am Anfang „war“. Offensichtlich taten sie das in dem Bewusstsein und mit der Spitze, dass das die korrektere Aussage sei.

3.1. Dieser Fall – ich verdanke ihn der Eckhart-Monographie von Kurt Ruh – ist nun im Sinne meines Vortragsthemas auszuwerten: Es geht dabei inhaltlich um eine Erscheinung der Morphologie, und zwar nicht um irgendein ausdrucksseitiges Problem, etwa der Art, dass da *was* statt *war* steht und dass man dies mit dem Blick auf die Geschichte des grammatischen Wechsels oder des Ausgleichs der Präteritalformen behandelt, sondern um den Wechsel vom biblischen und gewohnten Präteritum zum unbiblischen und ungewohnten Präsens. Der Kommentator, der das *ist* Eckharts beibehalten hat, fragt nun (Zitat in der Übersetzung K. Ruhs), „warum unser Verfasser ‚ist‘ setzt, d.h. das Zeitwort der Gegenwart, Johannes aber doch das Zeitwort der unvollendeten Vergangenheit“ gebraucht habe. Dies Letztere *scheint* – so der mittelalterliche Autor – unter gewissen Aspekten, die auch ausgeführt werden, *das Bessere* zu sein. Dann aber folgt auffallend unvermittelt: Unser ‚gestern‘, ‚morgen‘ und ‚einst‘ ist für Gott immer ‚jetzt‘ und *dasselbe*. Deshalb sei das Zeitwort *mit Recht* in der *Form der Gegenwart* angesetzt worden, weil „dem Begriff der Ewigkeit die Zeitform der Gegenwart am nächsten kommt“. Die Hinzufügung des Adverbs *ie* ‚zu aller Zeit‘, das sich im weiteren Text dann auch noch wiederholt, verstärkt diese Aussage. – Was ist hier geschehen?

3.2. Ein mittelalterlicher Autor betreibt – wohlgerne mit Bezug auf einen objektsprachlich vorliegenden Einzeltext – morphologische Semantik, also: Was bedeutet – in darstellungstheoretischer Perspektive – der Indikativ Präteritum in dem behandelten Text im Unterschied zum Indikativ Praesens? Das ist in handlungstheoretischer Perspektive die Frage: Was tue ich, wenn ich nicht nur die eine Form gegen die andere austausche, sondern wenn ich damit die Aussage verändere? Er kommt zu dem Ergebnis, dass das Gesagte nicht für eine bestimmte Zeit gelte, auch wenn diese „noch nicht vollendet“ ist, sondern dass es für immer und ewig, eben *ie*, gilt. Er gestaltet damit die eher heilsgeschichtliche Aussage des Johannes-Evangeliums zu einer eher heil^{son}ologischen Aussage, und zwar zu einer urmystischen und urreckhartischen Aussage, er klinkt das Sein des Wortes

also aus dem Zeitablauf heraus und definiert seine Existenz als zeitüberhoben. Er setzt insofern neue Glaubensrealitäten und verbindet diese – damit nun sprachlich Handelnder, Stellung Beziehender – mit der Aufforderung zu einer neuen Spiritualität (um *beschäude* ‚visionäre Gottesschau‘, *abgescheidenheit*, Aufgabe des Selbst herum) und zu neuen Lebensformen, die damit in dem Glockenhall, dem Wirkungsbereich von Texthandlungen, zu vollziehen sind, heute würde man sagen, die die Situation zum mindesten mitdefinieren: Heraus aus der Unverbindlichkeit der Rhapsodensituation, hinein in eine der religiösen Existenzen der Zeit. Indem er diese Möglichkeit im Sinne seiner Überzeugungen nutzt, gibt er sich auch symptomfunktional als Angehöriger der Gruppe zu erkennen, die – immer am Rande der Bestrafung – höchst merkwürdige, halbketzerische, niemandem wirklich verstehbare, aber doch breit rezipierte Spekulationen betreibt. Der Kern jeder Narrativik, der in der Aussage *Am Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort* ja drinsteckt, verliert also tatsächlich seine rhapsodisch-unterhaltende und belehrende Funktion und mutiert durch den Tempuswechsel zu einer in den theologischen Auseinandersetzungen der Zeit höchst brisanten Seinsfrage: Inwieweit entspricht die Eckhartsche Mystik der Lehre der Kirche bzw. inwieweit ist sie eine Form der mit strengsten Strafen zu ahndenden Ketzerei? Im übrigen tut der Kommentator das alles zum Teil auch relativierend, so als wolle er sich entschuldigen. Ich erinnere daran, dass er komparativisch sagte, die *war*-Lesung *scheint* die *bessere* Lesung zu sein. Er weiß ganz genau, dass *war* nicht die vollendete Vergangenheit meint, sondern die unvollendete, die „noch nicht völlig vorüber gegangen“ und somit auch irgendwie noch Gegenwart ist. Das Ergebnis lautet: Die morphologische Semantik ist teils die fordernde, teils – mit Rücksicht auf die Brisanz der Situation – die sich vorsichtig absichernde Setzung einer Ontik, hier: die Seinsweise des Wortes in dem Sinne betreffend: „Das Wort ist immer“. Sie ist außerdem ein gestaltender Eingriff in die herrschende Spiritualität und in die damit verbundenen Lebensformen in dem deontischen Sinne: „Ihr habt Euch gefälligst danach zu richten“. Das ist die Ansprache an die Gruppe der Beteiligten. Es gibt nicht hier eine Erkenntnisaussage über das Sein des ‚Wortes‘ und dort ein bestimmtes soziales Handeln, sondern in diesem Fall beides in einem. Und es gibt auch nicht hier eine Gesamtheit von Erkennen und Handeln und dort die Gruppe, sondern beides im Wechselbezug.

3.3. Interpretationen der vorgetragenen Art sind in der heutigen Grammatikschreibung durchaus wiedererkennbar. Sie werden z. B. die schon mittelalterliche Redeweise von *vollendeter* und *unvollendeter Vergangenheit* ohne Schwierigkeiten auf heutiges grammatisches Reden bezogen haben. Am Beispiel der Grammatik von P. Eisenberg sei das noch einen Augen-

blick lang weiter geprüft: Eisenberg unterscheidet bei der Suche nach der Bedeutung des Praesens bekanntlich drei Zeiten: die Aktzeit, die Sprechzeit und die Betrachtzeit. Er versteht die Aktzeit als „die nicht abgegrenzte zeitliche Erstreckung“ (1994: 120), die Sprechzeit und Betrachtzeit in je anderer, hier nicht behandelbarer Weise. Interessant an Eisenbergs Betrachtung scheint mir nun Folgendes zu sein: Es gibt nicht einmal ansatzweise so etwas wie eine ontische Unterscheidung von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem, aus der sich dann alle weiteren Differenzierungen (das Deutsche hat ja 6 Tempora) gleichsam sachnotwendig ergeben, sondern alles wird auf den Zugriff des einzelsprachlichen Menschen bezogen. Ich erinnere an die gerade vorhin gebrauchten Termini *Akt-*, *Sprech-* und *Betrachtzeit*: Die determinierenden Ausdrücke *Akt-*, *Sprech-* und *Betracht-* weisen alle drei, in versteckter Weise also auch *Akt-*, auf Zugriffe, und zwar auf die Bestimmung des Praesens als „unmarkierte“ Tempuskategorie. Das Praesens wäre demnach „weder vergangen noch zukünftig“, gleichsam der Atemporalis oder das Tempus, das „die relative Lage von Sprechzeit und Betrachtzeit nicht festlegt“ (Zifonun / Hoffmann / Strecker 1997: 1692) oder das Tempus, das „keine zeitliche Begrenzung“ aufweist (Grundzüge 1981: 508). Die Brücke zur mystischen Deutung der *ist*-Form des zitierten Gedichtes liegt auf der Hand. Auch alle weiteren Unterscheidungen und Bezugsetzungen Eisenbergs und anderer Grammatiker (zu den Aspekten, zur Aktiv-Passiv-Diathese, zum Modus, zu Adverbien usw.) wären analog zu dem angedeuteten Sinne zu verstehen: Der Tempusgebrauch unterliegt Regelungen, die jeden Sachverhalt, über den wir sprechen, entweder unter eine dem jeweiligen kommunikativen Anliegen entsprechende, auf dieses Anliegen hin funktionalisierte Zeit hineinstellen oder ihn aus der Zeitbindung herausheben, was dann ebenfalls Zeichenwert hat. Jedes Bezugsgeschehen jedes Einzeltextes enthält damit eine nach den Regeln einer Einzelsprache oder einer einzelsprachlichen Varietät gestaltete temporale Fiktion durchaus in der Nähe zur poetischen Fiktion der Literaturwissenschaft. Ich hätte auch sagen können: Jede textliche Realität unterliegt einer tempusfiktionalen Prägung. Und es gibt – wie schon gesagt – geschichtstypisch „nur“ solche Prägungen, von Text zu Text (wie man in der Literaturwissenschaft weiß), von Varietät zu Varietät, von Sprache zu Sprache und von Sprachgruppe zu Sprachgruppe je anders. Eine logische Übergröße „gibt“ es nicht in dem Sinne, wie es den Eckhartschen Tempusgebrauch gibt, sie kann aber konstruiert werden; sie hat dann allerdings eine völlig andere Existenzform (als die Eckhartsche Zeitfiktion seines Einzeltextes).

4. Nun das zweite Schlaglicht: F. Nietzsche hat um 1870/1873 (*Wahrheit und Lüge*) herum die damals geltende Begriffsgläubigkeit wie folgt angegriffen: Es gebe (Zitatmontage) *das ganz und gar individualisierte, niemals*

gleiche, immer einmalige, unmittelbar sinnliche Urerlebnis. Diesem – also meiner Savannensituation – setze man durch *Weglassen, Fallenlassen, Verallgemeinern, Entfärben* usw. eine kognitive Größe zur Seite, und zwar den Begriff. Diesen Begriff ordne man überdies noch in Hierarchien, Pyramiden, Dome mit all ihren „regulierenden und imperativischen“ Qualitäten ein. Das kann er natürlich nicht ändern und kommt folglich um die Abstraktion nicht herum. Er gibt ihr aber eine neue, vorwärts weisende Interpretation: Sie sei nämlich auch ein *Bilden, ein Aufbauen, ein künstlerisches Schaffen, ein Gestalten, ein freies Dichten und Erfinden*, in dem der Mensch zum *künstlerischen Subjekt* mit *ästhetischem Verhalten* werde. Das sind alles fast bildungsreligiöse Schlagworte seiner Zeit, sie laufen auf die Propagierung der Kunst (im weitesten Sinne) als des metaphysischen Fluchtpunktes des Menschen hinaus. Das Ergebnis sei dann zwar auch ein Begriff, aber ein solcher, der selbst in Fällen wie dem ‚Würfel‘ noch das *Residuum einer Metapher*, einen Rest von *Anschaulichkeit* und (an anderer Stelle:) des *Mythos*, also des Denkens in Bildern, enthalte.

4.1. Sie haben vermutlich längst bemerkt, dass die hintergründige Frage zu diesem Fall darauf zielt, was Lexikographen auf der Metaebene – nun also nicht mehr Morphologen auf der Objektebene – eigentlich tun, wenn sie etwa 500 Belege zu irgendeinem Wort bearbeiten und ihnen im Zentrum ihres Tuns Bedeutung bzw. Bedeutungen zuschreiben. Werden diese Bedeutungen als ‚Begriffe‘ gestaltet, „sind“ sie gar Begriffe oder sind sie irgendetwas anderes? Sie erkennen: Ich bringe hier die Lexikographen ins Spiel, zweifellos eine der Speerspitzen der Semantik. Von ihrem Gegenstand, den Wörtern, sagt man ja auch, dass sie viel enger als z. B. Satzmuster in Bezug zu den ‚Gegenständen‘ stünden.

4.2. Wären Bedeutungen Begriffe, kämen sie in deren Nähe oder würden sie so behandelt, dann wären sie logisch bestimmte Größen. Sie müssten folglich eine lexikographische Darstellung im Sinne von ‚Definition‘ erfahren. Diese würde sich zumindest tendenziell nach dem Muster der Angabe eines Genus und der Nennung eines oder mehrerer Specifica gestalten. Und in der Tat lässt sich dieses Muster auf jeder Seite jedes Wörterbuches nachweisen. Ich bringe ein unmittelbar einsichtiges Beispiel: Das Substantiv *Eigentum* wird im Großen Duden semantisch unter der Position 1. a) beschrieben als: „Sache, über die jemand die Verfügungs- und Nutzungsgewalt, die rechtliche (aber nicht unbedingt die tatsächliche) Herrschaft hat“.

Diese Formulierung könnte genau so oder in ähnlicher Fassung auch in einem Fachlexikon der Rechtswissenschaft stehen: *Sache* = Genus, dann der spezifizierender Relativsatz „über die jemand [...]“ usw. Solche For-

mulierungen sind ein unersetzbarer lexikographischer Erläuterungstyp mit hohem Orientierungswert und werden dies weiterhin sein. – Nun ist es allerdings so, dass Definitionen des vorgeführten Typs in den Wörterbüchern auf vielfache Weise unterlaufen werden, auch bei *Eigentum*, und zwar in eine Richtung, deren prototypische Form ich mit einem Beispiel aus meiner eigenen lexikographischen Praxis vorführe, dem Substantiv *gleichheit* in einem von 9 Bedeutungsansätzen (FWB 6, 2327):

gleichheit, [...]. 6. >Gleichheit, Ähnlichkeit, Analogie zwischen Gott und den Engeln, dem Menschen, der Seele sowie den Dingen<, damit umgekehrt: >Möglichkeit / Tatsächlichkeit der Gleichheit, Ähnlichkeit des Menschen, der Seele, des Geistes mit Gott<; speziell: >ontische Ähnlichkeit des Leibes und Blutes Christi mit dem Brot und Wein des Abendmahls<. – Die so verstandene *gleichheit* vollzieht sich als *gnade* 1; sie wird in verschiedenen Metaphernfeldern gedacht und textlich vermittelt: oft als *bilden, formen, fließen, giessen, gebären, incorporieren, einerleuchten (einerleuchtung), gemeinen* (und Wortbildungen), *vereinen* (und Wortbildungen), *wirken* (Gottes), *empfangen, inkern* (von seiten des Menschen). Sie erscheint in Gradierungen folgender Art: den Engeln kommt erhöhte *gleichheit* zu; von seiten des Menschen sind *abgescheidenheit, demütiges herz, einfaltigkeit, gelassenheit, leiden (das)* 2, *leiden* (V., unr., abl.) 2, *liebe, minne, nachfolgen, lauterkeit* 3; 4, *reinekeit* (und entsprechende Adjektive) Voraussetzung; [...].

4.3. In dieser Erläuterung sind einerseits strukturierende Elemente der Beschreibung nach *genus* und *differentia specifica* erkennbar, etwa: ‚Analogie‘ (als Genus) und spezifizierendes ‚zwischen Gott und den Engeln (usw.)‘. Dennoch wird kein Wörterbuchbenutzer die in Frage kommende Bedeutung aufgrund ihrer Formulierung als wohldefinierten Begriff mit scharfen Rändern und oppositiver Abgrenzung gegen gleich-, über- oder untergeordnete begrifflich-abstrakte Einheiten lesen, sondern als sprachlich-sozialen Inhaltsbestand mit all den Offenheiten, der Aufladung mit Anschauungselementen, den Bildern, die für Einheiten dieser Art kennzeichnend sind. Ich verweise auf Folgendes:

- auf die nur partielle Synonymie zwischen *Gleichheit, Ähnlichkeit* und *Analogie* in der Formulierung der Erläuterung,
- auf den Wechsel zwischen *Mensch* und *Seele* sowie *Geist* des Menschen,
- auf die Konverse der *gleichheit* (sowohl *Gott* zu *Mensch* wie *Mensch* zu *Gott*),
- auf die als Metonymie zu verstehende Kontiguität von *Gleichheit* als Inhalt und *Gleichheit* als *Möglichkeit* (damit als Handlungsaufforderung) bzw. als erreichbare und folglich verpflichtende *Tatsächlichkeit*,
- schließlich auf die als Spezialisierung auffassbare ontische Ähnlichkeit zwischen dem *Leib* und *Blut Christi* einerseits und den beiden Gestalten des Abendmahls andererseits.

4.4. Damit ist die Liste von Überlagerungen, Assoziationen, Kontiguitäten und Widersprüchen (die jedem Autor eines Sach- oder sog. Begriffsslexikons ein Greuel sein müssten und die er – ohne es zu sagen – wegdefiniert) aber nicht erschöpft, denn *gleichheit* wird in *gnade* 1 vollzogen, die genannte Konverse damit logisch gesehen aufgehoben; sie wird außerdem in bestimmten Metaphernfeldern gedacht und insofern einer Vergleichsbeziehung oder gar einer Gleichsetzung unterworfen; diese Felder variieren zwischen Bereichen wie *bilden*, *fließen*, *gebären*, *gemeinen*, die ihrerseits wieder aufeinander bezogen werden können. Im Übrigen wird mit *abgescheidenheit* (usw.) nochmals auf den Orientierungsrahmen verwiesen, in dem der Mensch *gleichheit* realisieren kann, womit sie von einer ontischen Gegebenheit zu einer spirituellen Aufgabe im Sinne des Imitatio-Gedankens mutiert. Indem das FWB – freilich pro Lemmazeichen unterschiedlich – Bedeutungen als Inhaltsbestände sozialsprachlicher Seinsweise zu beschreiben versucht, verfolgt es das Ziel, die je geschichtstypische Prägung der Bezugnahme auf Realität bzw. die Konstitution möglicher Welten wieder als inhaltliche Fiktionen in der Nähe zur Poesie zu vermitteln. Das wäre gleichzeitig die Nähe zu einer Geschichtsschreibung, die ihre Aufgabe nicht im Abbilden dessen, was und „wie es eigentlich gewesen ist“ (so das bekannte Dictum L. Rankes), sondern darin sieht, wie man Realität kommunikativ konstituiert und wie man mit diesen Konstituten gehandelt hat. Nimmt man die vorhin gemachte Aussage ernst, dass dies im Nähebereich, den ich als *Glockenhall* – einem frnhd. Ausdruck (FWB 6, 2412) – bezeichnet habe, dann ist dieser Bereich anzugeben. Er lautet für *gleichheit* 6: „Gehäuft älteres Frnhd.; Texte der Sinnwelt ‚Religion‘, oft der Mystik“.

4.5. Nun werden Sie vermutlich einwenden, der Beispielwert von ‚gleichheit‘ sei nicht gegeben. Ich habe mir vielmehr einen Einzelfall herausgegriffen, der – wenn überhaupt – nur sehr bedingt generalisiert werden könne. Ich halte einem solchen Einwand z. B. den Bildungs- und Sozialwortschatz, die Rechtsterminologie, den religiösen Wortschatz, den gesamten Beziehungswortschatz, alle epistemisch verwendeten Ausdrücke entgegen, im Grunde all diejenigen Bereiche, die – im Unterschied zu ‚Fenster‘, ‚Hund‘ oder ‚Katze‘ – nicht durch eine vernünftigerweise unbestreitbare Realität begründet sein dürften. Ich will das Gemeinte an einem weiteren (fiktiven) lexikalischen Beispiel veranschaulichen, dies auch, um anzudeuten, dass nicht nur der objektsprachlich handelnde, sondern auch der Semantiker in der Tatsächlichkeit und in der Aufgabe des stetig weiteren Vollzugs der Gruppenkonstitution steht.